

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 111.

Freitag, 12. Mai.

1916.

(5. Fortsetzung.)

## Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Becker (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Frau Tscherkassowa hatte Besuch. Ihre Cousine, Frau Gluchowa, war gekommen, und nun saßen die beiden Frauen vor ihren Teetassen, der Samowar dampfte, und noch stärkeren Rauch entwickelten die Zigaretten, die Frau Tscherkassowa nur aus dem Munde nahm, wenn sie einen Schluck Tee schlürfte oder ein Stück des auf dem Tische stehenden Napfkrumens essen wollte.

Frau Gluchowa rauchte nicht, sie hielt sich an Tee und Kuchen.

Die Cousine war auf besondere Einladung gekommen — Frau Tscherkassowa hatte ihr geschrieben und sie um ihren Besuch gebeten, denn von selbst kam sie fast gar nicht mehr, sie scheute nicht nur den zweiten Weg und ging ungern aus ihrem Häuschen, das sie in einer Vorstadt Petersburgs, dort, wo sich Fabrik an Fabrik reiht, besaß und von dessen Einkünften sie nach dem Tode ihres Mannes lebte, — in der Hauptsache war sie verstimmt gegen ihre Verwandten, weil man sie damals bei der Heirat Veras nicht zu Rate gezogen.

Neugier und die Genugtuung, die sie jetzt durch die Aufforderung empfand, hatten sie bisher schnell folgen lassen, denn ihre Cousine hatte in dem Briefe angedeutet, daß es sich wieder um Vera handele und sie sich mit ihr beraten wolle.

Also jetzt, nachdem das Unglück geschehen, suchte man ihren Rat — hätte man sie nur damals geholt, sie hätte wohl gleich herausgefunden, was das für ein Kokon war, der so schnell um Vera angehalten — aber natürlich, sie war ja der Cousine niemals gut genug erschienen, der vornehmen Beamtenfrau, war ihr Mann doch nur ein kleiner Kaufmann, ein Ladenbesitzer gewesen — aber der Ladenbesitzer hatte ihr ein Haus — bei solchen Betrachtungen wuchs das Häuschen zum Hause heran — hinterlassen, so daß sie sorgenfrei leben konnte, während nach dem Tode des vornehmen Beamten nur Hunger und Kummer zurückgeblieben war — und der frühere Hochmut.

Aber auch Frau Gluchowa hatte ihren Stolz, denn, trotzdem sie vor Neugierde brannte zu erfahren, was denn nun eigentlich wieder mit Vera sei, fragte sie doch nicht, als ihre Cousine noch immer kein Wort darüber sagte. Endlich würde sie ja wohl nun bald sprechen, sie saßen doch nun eine reichliche halbe Stunde und sie hatte schon die vierte Tasse Tee getrunken. Und wirklich fing Frau Tscherkassowa jetzt an:

„Sieh, liebe Anna, worüber ich mich mit dir beraten wollte — für Vera bietet sich eine glänzende Partie. Glänzend, wenn ich so sagen darf, was die äußeren Verhältnisse anbetrifft, aber der Mann — ein hochangesehener Mann, ein General — ist alt, beinahe fünf- unddreißig Jahre älter als Vera, und so fürchte ich —“

Was Frau Tscherkassowa fürchtete, sprach sie nicht aus. Sie sagte auch nicht, daß Vera sie nicht beauftragt hatte, sich mit der Tante zu beraten, daß sie kaum darauf hören würde, was sie, die Mutter und die Tante, ihr raten würden, daß es bei ihrer Tochter auch wohl

schon beschlossene Sache sei, den Antrag anzunehmen, und daß die ganze Beratung eigentlich überflüssig war, wohl nur aus dem Gefühl heraus, sich der Cousine mitzuteilen und damit vor ihr ein bißchen zu prahlen, da sie wußte, wie diese neidisch sein würde, daß das Schicksal Veras so schnell eine Wendung zum Besseren erhielt.

Frau Gluchowa trank bodächtig ihre fünfte Tasse aus, hob die Teekanne vom Samowar herunter, öffnete den Deckel und sah hinein, ob noch genug Wasser vorhanden, dann bewegte sie langsam den Kopf hin und her: „Liebe Warja, da ist schwer zu raten, die Sache will doch ordentlich überlegt sein. Nach dem Fehler, den ihr damals begangen, ohne mich zu Rate zu ziehen, muß Vera doch doppelt vorsichtig sein — so ein alter Mann — Vera ist eitel, lebenslustig, da kann doch das größte Unglück passieren. Denk nur an —“

Woran ihre Cousine denken sollte, erfuhr sie nicht, denn draußen ertönte die Klingel und gleich darauf trat Vera ins Zimmer.

„Ah — Tante Anna — läßt du dich auch einmal wieder sehen, wie geht's?“ Sie beugte sich zu der Tante und küßte sie, dann ging sie ins Nebenzimmer, um Pelz und Hut abzulegen.

Frau Gluchowa hatte sie aufmerksam betrachtet: „Wie nobel, ist das ein neuer Pelz, wohl schon ein Geschenk des Verehrers?“

Frau Tscherkassowa ärgerte sich über diese Frage: Als ob sich ihre Tochter von einem fremden Manne etwas schenken lassen würde — die Cousine kannte ja auch den Pelzmantel sehr gut, mußte wissen, daß Vera diesen schon vorher besessen, das sollte wohl nur so ein Stich sein, es war besser, gar nicht darauf einzugehen.

Vera kam zurück und setzte sich zum Teetisch hin, nachdem sie aus der Tür gerufen, daß das Mädchen ihr eine Tasse bringen solle.

Eine kleine Weile herrschte Schweigen. Die Mutter ängstigte sich im stillen, was die Cousine noch sagen würde, Vera würde böse werden, wenn sie hörte, daß sie diese zu einer Beratung gerufen. Sie hatte die Tochter nicht so früh zurück erwartet, so suchte sie das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken:

„Nun, wie ist's beim Unterricht gegangen, war der Professor zufrieden?“

Vera lachte leicht auf:

„Ich war gar nicht bei Unnow, ich war mit dem General im Concours Hippique. War das ein Leben da, herrlich, ich sage dir: Toiletten, ich kam mir ganz altmodisch vor und ich glaube, Bogdan — der General —, verbesserte sie sich schnell. „Ichien auch unzufrieden, daß ich noch so nach der Moskauer Mode gekleidet bin, denn ich sah wirklich gegen die ganze Gesellschaft wie eine rechte Provinzialin aus. Und die neue Hutform erst — Boris, der in unsere Lage kam, um sich beglückwünschen zu lassen — er hatte zwei erste Preise beim Hüdenspringen erhalten — meinte, die Damen kämen nur zum Concours Hippique, um ihre neuen Toiletten

zu zeigen und festzustellen, ob eine etwas Schöneres hätte als die andere — aber das sei nun einmal schon so, der Concours Hippione werde stets als Ausstellung für die neuen Moden benutzt —

Sie brach ab, als sie bemerkte, daß die Mutter verlegen in ihrer Tasse rührte und die Tante sie mit großen Augen ansah, aber dann mit schnellem Entschluß:

„Hast du Tante Anna schon erzählt, Mama, daß ich verlobt bin — aber eigentlich konntest du das ja nicht, denn ich bin es erst seit einer Stunde. Also: Ich habe des Generals Antrag angenommen, in vier Wochen soll die Hochzeit sein. Bogdan kommt übrigens morgen vormittag herauf, um mit dir zu sprechen.“

Frau Gluchowa hatte schon die Ohren gespitzt, als Vera den General beim Vornamen genannt, jetzt sah sie mit offenem Munde und starrte ihre Cousine an. Sie war hochrot im Gesicht, vielleicht von dem vielen gewonnenen Tee, vielleicht vor Ärger, daß man sie wieder übergangen, ihre Cousine sie so scheinheilig, wie sie dies bei sich nannte, zu einer Beratung eingeladen, während doch alles schon fix und fertig war. Sie war bei sich überzeugt, daß auch die Mutter schon vorher genau gewußt, wie es kommen würde und sie nur gerufen hatte, um vor ihr mit dem neuen Glück der Tochter zu glänzen.

Aber das Vergnügen sollten sie nicht haben, wenigstens eine bittere Pille wollte sie ihnen noch zu schlucken geben:

„Also du hast dich wieder verlobt, das ist ja sehr schnell gegangen, und in vier Wochen soll Hochzeit sein, dann bist du“ — sie zählte an den Fingern her — „wohl so zwei Monate Witwe. Sieh mal an, hast du dich auch schon erkündigt, ob die Kirche damit zufrieden ist, ob das so geht, ohne die Trauerzeit einzuhalten — aber natürlich, solche Gesetze gelten wohl nicht für die hohen Herrschaften, die sind nur für uns einfache Leute. Na, meinen Segen hast du, sieh nur zu, daß es dir diesmal besser glückt, das Unheil nicht wieder nachhinkt. Wenn ihr mich damals gefragt, wäre es wohl nicht so gekommen, man kennt sich doch so etwas unter Menschen aus, und wenn mein seliger Mann auch nur ein einfacher Krämer, kein Beamter war, keinen Rang hatte, so —“

Vera unterbrach sie:

„Tante, ich bitte dich, schweig doch still. Mißgönnst du mir, daß ich nach all dem Unglück nun wieder aufatmen kann, solltest du dich nicht mit mir freuen?“

„Ach was freuen — kann man denn das Ende vorher sehen, solche Heiraten führen nicht zum Guten: ein alter Mann und du mit deinem leichtem Charakter —“

„Tante —“ Vera war von ihrem Stuhl aufgesprungen, laut, zitternd, blaugrau ihr Ruf durch den kleinen Raum, aber in ihren Augen spiegelte sich nicht nur Zorn, sondern auch Schreck und verhaltene Furcht. Sie stand in diesem Augenblick im Banne des Abglaubens, daß solche Prophezeiungen Unglück bringen, vermochte sich um so weniger davon zu befreien, als sie trotz der heiteren Laune, die sie vorher gezeigt, in ihrem Innern nicht zufrieden mit sich war, denn wie stark ihre Sehnsucht auch war, aus ihrer jetzigen Lage herauszukommen, die Scheu vor der Ehe mit dem alten Manne hatte sie noch nicht ganz überwunden.

Auch Frau Gluchowa war aufgestanden und suchte im Zimmer nach Mantel und Hut.

„Ich sage nichts mehr, ich sage nichts mehr, tut, was ihr wollt.“

Sie ließ sich auch nicht halten, als Frau Tscherskoffowa ihr zuredete, noch zu bleiben.

„Was soll ich denn noch hier, auch zum Gespött dienen — erst rufst du mich, willst mit mir beraten, und wie ich ein Wort sage, schreit Vera mich an. Laß mich nur ruhig gehen, ich passe nicht mehr unter euch, ihr werdet schon ohne mich auskommen.“

Sie küßte ihre Cousine, murmelte gegen Vera jemanden, den kaum verständliches „Gott mit dir“ und ging. Mutter und Tochter blieben allein.

Vera blickte sinnend vor sich hin, während die Mutter darüber nachdachte, daß es unrecht von ihr gewesen, die Cousine nicht ins Vorzimmer zu begleiten und einen nochmaligen Versuch zu machen, sie zu beschwichtigen. Nun war es zu spät, sie hatte die Korridor tür zugeschlagen hören, im Zorn war die Verwandte fortgegangen.

Vera trat zur Mutter:

„Sei nicht traurig, Mama, es ist ja doch nur Mißgunst, die aus der Tante spricht, laß uns nicht weiter daran denken. Der General ist ein guter, vornehmer Mann, ich bin überzeugt, daß ich glücklich und zufrieden sein werde, und auch du sollst es besser haben, du wirst“, fügte sie lächelnd hinzu, „die besten Zigaretten bekommen, dafür werde ich schon sorgen.“

Ihre Mutter schüttelte den Kopf:

„Daß das Scherzen, Vera, mir ist jetzt nicht danach zumut, die Worte der Tante haben mir angst gemacht, und du weißt, auch Sergei ist nicht einverstanden. Wenn er auch nichts sagt, ich habe wohl bemerkt, wie er darüber denkt, brauchte nur sein Gesicht zu beobachten, als du die ersten Andeutungen machtest. Aber was kann ich tun, du hörst ja nicht auf mich, hast mich auch damals kaum gefragt, als jener — ich mag den Namen nicht aussprechen — um dich anhielt. Tu, was du willst, ich kann nichts anderes wie Gott bitten, daß er alles zum Guten wende.“ (Fortsetzung folgt.)

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Wie Sarah Bernhardt uns für die Zeppelinangriffe bestrafen will. Wie nutzlos die vielen Beratungen, Erörterungen, Pläne und Vorschläge der Engländer zur Abwehr der deutschen Zeppelinangriffe auf Großbritannien waren, hat der bisherige Kriegsverlauf mit einer für die Briten nicht gerade ermunternden Eindringlichkeit gezeigt. Daß man jenseits des Kanals das zwecklose Bemühen einstellt, unseren Luftschiffen auf wirklich wirksame Weise zu begegnen, beweisen am besten die Aufforderungen zu Vergeltungsunternehmen, die im Inselreich infolge der Ohnmacht des eigenen Luftverteidigungssystems laut werden. Während aber bisher lediglich mehr oder weniger offizielle Stellungen einnehmende Männer sich mit dieser für John Bull nach den gewonnenen Erfahrungen nicht gerade erfreulichen oder aussichtsreichen Frage beschäftigten, ergreift nun auch eine Frau das Wort zu diesem höchst unweiblichen Thema. Sarah Bernhardt, die greise Schauspielerin und französische Journalistin, erklärt sich bereit, den ratlosen Engländern beizuspringen und sie durch ihre sicherlich durch keine Sachkenntnis getrübbte Meinung zu unterstützen. Die englische Wochenchrift „Weekly Dispatch“ unternahm es, die ebenso alte wie kühnredige Bühnenkünstlerin um ihre Ansicht über die Möglichkeiten einer Vergeltung für die deutschen Zeppelinangriffe zu befragen. Und da Sarah Bernhardt, wie man weiß, niemals an Schüchternheit oder Wortmangel litt, entwarf sie auch sofort in einem langen Artikel ihre Schlachtpläne: „Schlag für Schlag“, schreibt sie, „das ist meiner Meinung nach die einzige mögliche Politik der Alliierten hinsichtlich der deutschen Luftüberfälle. Jeder deutsche Luftangriff muß durch einen noch stärkeren englischen Luftangriff beantwortet werden.“ Doch in der weisen Einsicht, daß dies zwar sehr schöne Phrasen sind, die Ausführung der darin ausgesprochenen Wünsche aber wesentlich schwieriger ist, fährt die hagerfüllte Tragödin folgendermaßen fort: „Warum, so wurde schon oft im Bereiche der Alliierten gefragt, wird nicht Berlin mit Bomben belegt? Der Grund liegt einzig und allein darin, daß dies eben hieße, etwas Unmögliches zu verlangen. Berlin ist zu weit, als daß man es von England oder auch von Frankreich aus in Flugzeugen erreichen könnte.“ Sarah Bernhardt hofft aber, wie sie eifrig versichert, daß eines Tages die Heere der Alliierten tief genug in Deutschland eingedrungen sein würden, um die Schwierigkeiten der Entfernung behoben zu haben, doch sie muß zugestehen, daß der gegenwärtige Zustand ein solches Unternehmen völlig ausschließt. „Ich glaube“, heißt es weiter, „daß es am besten wäre, wenn man Köln von der Luft aus bombardierte. Und dies halte ich unbedingt für möglich.“ Wenn Sarah Bernhardt nicht näher auf das Wie dieser Möglichkeit eingeht, wird sie wohl ihre guten Gründe dafür haben.

Dem auch sie blüht sich nicht gerne, wo es nicht nötig ist. Dafür steigert sie zum Entgelt ihr Pathos ins Ungeheure: „Köln, die stolze Stadt der Deutschen am Rhein, ist noch immer unbesiegt, während Meims fast in Ruinen liegt. Die Deutschen sind stolz auf Köln und insbesondere auf seine berühmte Kathedrale. Da Meims am Boden liegt, darf Köln nicht unangefastet dastehen. Darum rufe ich in Erwiderung der an mich gestellten Frage aus: Treffst die Stadt am Rhein, um die Angriffe der Zepeline auf das Herz Englands und Frankreichs zu bestrafen! Auf den ausgedehnten Reisen durch England, die ich in letzter Zeit unternahm, kam ich überall an Ortschaften vorbei, die die Spur der Zepelinbomben aufweisen. Und als ich in Schottland und Wales spielte, wurde dreimal die Stadt, in der ich auftrat, von den deutschen Luftungeheuern heimgeführt. Wer wie ich dies gesehen und am Orte des Geschehens die schrecklichen Eindrücke gewonnen hat, wird mit mir darin übereinstimmen, daß die Luftpolitik der Alliierten auf eine Heimführung von Köln hinarbeiten muß.“ — Wenn auch die Sprache der Sarah Bernhardt an Haß und Born zu ersehen sucht, was sie an Deutlichkeit zur Ausführung ihres Rates zu wünschen übrig läßt, so werden doch selbst die kriegserfahrenden Engländer und die pathetischsten Franzosen über den letzteren Mangel nicht hinwegkommen. Sarah Bernhardt scheint nämlich ganz zu vergessen, daß die Alliierten den Deutschen Rhein schon längst mit den anempfohlenen Luftangriffen beehrt hätten, wenn es ihnen nur auf irgendeine Weise möglich wäre. Doch an der Tatsache, daß dies bewiesenermaßen eine Unmöglichkeit ist, vermag auch die von Reklamelegenden umwobene Berühmtheit der Theaterpielenden Greisin nicht das geringste zu ändern.

Die „Schützengrabenkrankheit der Füße“. Die Eigenart der gegenwärtigen Kriegsführung, die besonders durch den von den früheren Bewegungskriegen abweichenden Stellungskampf charakterisiert wird, hat nicht nur in kriegstechnischer Beziehung, sondern auch auf rein körperlichem Gebiet neue Erscheinungen hervorgerufen, und man ist nach und nach zur Feststellung bestimmter Leiden gelangt, die sozusagen als

„Schützengrabenkrankheiten“ bezeichnet werden können. Stets waren die Füße der Soldaten im Kriege erheblichen Anstrengungen und daher auch verschiedenartigen Leiden ausgesetzt. Aber während früher solche Unbilden meist durch die Notwendigkeit des schnellen und andauernden Marschierens verursacht wurden, sind sie bei der neuen Art der Kriegsführung vielfach auf das Gegenteil, nämlich auf das allzu lange Stillestehen, zurückzuführen. Eine eigene Art von Fußleiden, bei dem die Füße keine bestimmten Verwundungs- oder Krankheitserscheinungen aufweisen, sondern nur allgemein geschwächt und überempfindlich sind, wurde ganz besonders bei den französischen und englischen Truppen häufig festgestellt und allgemein die „Schützengrabenkrankheit der Füße“ genannt. Wie das „British Medical Journal“ berichtet, wurde von der französischen medizinischen Akademie eine eigene Schrift herausgegeben, die hinsichtlich dieses Leidens Aufklärungen und Ratschläge erteilt. Nach der Feststellung, daß das Leiden hauptsächlich auf das Stehen im Wasser, aufgeweichtem Lehm oder tauendem Schnee sowie durch das Tragen dicker Stiefel, die Zusammenziehung des Leders und die dadurch erzeugte Beschränkung des Blutumlaufes hervorgerufen wird, wird als Radikalmittel vor allem empfohlen, den Boden der Schützengräben möglichst trocken zu erhalten, nicht länger als unbedingt nötig am selben Fleck zu stehen oder zu sitzen und Stiefel zu tragen, die eine Nummer größer sind als die im gewöhnlichen Leben gebraucht. Als außerordentlich wichtig wird auch angeraten, die Stiefel mindestens einmal täglich für kurze Zeit auszuziehen und die Füße wenigstens 10 Minuten lang kräftig zu massieren. Überhaupt sollen Füße und Beine möglichst oft massiert werden, was das beste Vorbeugungsmittel gegen die verschiedenen Arten von Schützengrabenleiden sei. Daß das Problem tatsächlich wichtig genug ist, um ernsthaften Erwägungen unterzogen zu werden, geht aus einem Bericht hervor, nach dem in einer Woche des November allein an dem französischen Teil der Westfront 777 Soldaten von dem Schützengrabenleiden der Füße befallen wurden.

## Gartenbau \* Blumenpflege.

### \* Monatskalender.

Gemüsegarten: Ausspflanzen ins Freie der im Mistbeet angezogenen Gemüsepflanzen. — Wiederholte Aussaat von Kopfsalat, Radies, Rettichen und Erbsen. — Vom 10. Mai ab: Aussaat von Bohnen, Gurken und Kürbissen ins freie Land. — Erdbeerbeete, jetzt in voller Blüte, verlangen viel Wasser, womöglich Düngwasser, und Schutz der Früchte vor dem Schmutzwerden durch Unterlage von Holzwole. — Bedecken und Reinhalten von Unkraut der früheren Aussaaten und Ausspflanzungen. Obstgarten: Alles Beerenobst und alle mit jungen Früchten behangenen Obstbäume sind jetzt für flüssige Düngung mit leicht löslichen Düngstoffen sehr empfänglich. — Bei umgepfropften Bäumen nehme man gegen Ende des Monats den Verband weg und entferne den größten Teil der zum Vorschein kommenden Wildtriebe. — Bei den Formobstbäumen beginne man mit dem Ausbrechen und Einkürzen der Triebe. — Um kürzlich verpflanzte starke Bäume vor dem Austrocknen zu schützen, müssen die Stämme jetzt mit einem Brei aus Kuhmist und Lehm bestreichen und alle verpflanzten Bäume von Zeit zu Zeit kräftig begossen werden. — Möglichst rasche und gründliche Vertilgung aller in diesem Monat besonders zahlreich erscheinenden Schädlinge. — Ziergärtnerei: Von Mitte des Monats ab: Ausräumen, Aufstellen und Einpflanzen ins Freie aller noch im Winterschutz befindlichen Pflanzen. — Verpflanzen der Beete- und Rabatten mit Geranien, Feliotrop, Verbenen, Fuchsen und aller für den Sommer bestimmten Pflanzen. — Entfernung der jetzt massenhaft auftretenden Unkräuter. H.

### \* Das Pflanzen von Erinnerungs- und Friedensbäumen.

In Wiesbaden ist wie auch in anderen Orten der schöne Gedanke aufgefaßt, den teuren Gefallenen daheim im eigenen Garten zum Gedächtnis eine Eiche zu pflanzen. Diese

Sitte ist nicht neu, das Pflanzen von Bäumen, insbesondere Eichen und Linden, war schon in alten Zeiten aus verschiedenen Anlässen gebräuchlich, und in manchen Gegenden, z. B. der Lausitz, bewundern wir vielhundertjährige prächtige Eichen, welche die dort ansässigen Wenden bei der Hochzeitsfeier zu pflanzen pflegten. Die Durchführung dieses Gedankens ist, wenn den Bäumen für die Zukunft eine familiär-nationale Bedeutung zukommen soll, nicht so einfach, wie sie auf dem Papier erscheint. Zunächst gedeiht die Eiche nicht überall gleich gut. Soll aus dem jungen Stämmchen ein lebensfähiger, sich schön entwickelnder Baum heranwachsen, so brauchen wir einen möglichst tiefgründigen, kräftigen Lehmboden. Es wird nicht helfen, einfach die kleine Baumgrube durch Beigabe von ähnlichem Boden oder Humus zu verbessern, es bedarf schon umfangreicher Vorkehrungen — falls die erforderlichen Bodenverhältnisse nicht vorhanden sind — um zu verhüten, daß unseren Erinnerungsreichen es geht wie so vielen Kaiserreichen oder Schillerlinden, die nach jahrelangem kümmerlichen Wachsen endlich ganz eingegangen sind. Die Eiche ist ein ziemlich anspruchsvoller Baum, läßt sich auch schwer verpflanzen. Es empfiehlt sich nur jüngere Stämmchen zu wählen. Sind die Bodenverhältnisse aber ungünstig, so pflanze man lieber eine Linde, von denen besonders die Steinlinde weniger wählerisch in bezug auf den Boden ist.

Hand in Hand mit der Bodenfrage muß die Auswahl eines richtigen Platzes gehen. Es wäre verfehlt, einfach eine freie Stelle auszusuchen und den Baum dort einzupflanzen. Man muß sich zunächst vorstellen, wie groß eine gewöhnliche deutsche Eiche mit den Jahren wird. Es ist gerade die spätere Entwicklung ins Auge zu fassen, da diese Kriegsbäume unsere Kinder und Enkel an die große Zeit erinnern sollen. Bei diesen Erwägungen wird man finden, daß in vielen Gärten die Verhältnisse recht ungünstig sind. Gar mancher Garten wird zu klein sein, einen prächtigen Eichenbaum aufzunehmen, andere sind schon überladen mit allerlei Baum- und Strauch-

heit, so daß das nachgepflanzte Bäumchen sich gar nicht entwickeln kann. Es empfiehlt sich deshalb, die Frage mit einem Fachmanne gründlich zu beraten, allenfalls erforderliche Veränderungen vorzunehmen. Der Erinnerungsbaum muß einen guten Platz, den besten im Garten, haben, sein Standort muß sich aber auch den übrigen Teilen anpassen. Der Baum darf nicht alle Verhältnisse umwerfen, will man verhüten, daß er von dem kommenden Geschlecht als Last, als ein Hindernis für die Entwicklung des Gartens angesehen wird. Da wo die räumlichen Verhältnisse das Pflanzen der weit ausladenden gewöhnlichen Eiche nicht rasch erscheinen lassen, wähle man lieber die weniger Fläche beanspruchende Pyramide. Dankbare und hohes Alter erreichende Bäume sind ferner die Eibe, die Steinalinde und Krimlinde, die Buche, Blutbuche. Empfehlenswert für diese Zwecke infolge des hübschen Baues und sonstigen guten Eigenschaften sind der Kuppenbaum, die Hainbuche und die Wart davon, die Pyramide-Hainbuche. Auch unsere Birke ist ein sehr passender Erinnerungsbaum, doch erreicht sie kein hohes Alter.

Alle diese Fragen können im Laufe des kommenden Sommers und Herbstes genügend besprochen werden, für dieses Frühjahr ist das Pflanzen ohnedies zu spät. Wir werden dann übereilte flüchtige Schritte vermeiden und unseren Erinnerungs- und Friedensbäumen die ihnen gebührende Sorgfalt angedeihen lassen. H.

### \* Das Lungenkraut (Pulmonaria).

Der größte Teil der in unsern Gärten gepflegten Blumen und Stauden ist fremdländischen Ursprungs, darunter befinden sich allerdings eine Menge einheimischer Züchtungen, welche aus eingeführten Stammelementen hervorgingen. Aber auch unsere einheimische Pflanzenwelt ist durchaus nicht arm an lieblichen Gewächsen, welche einen Platz in unsern Gärten verdienen. Was hier häufig an der Größe der Blüten und dergleichen äußerlichen Reizen fehlt, wird durch andere wertvolle Eigenschaften ausgewogen. Bekannte und beliebte Pflanzen unserer einheimischen Flora sind z. B. das Maiglöckchen, der Bolomeister, das Immergrün, die Schlüsselblume, die Anemone. Aber noch andere Staude lebt in Wiesen und Wäldern als verborgene Schönheit, ohne weiteren Kreisen bekannt. Hierzu zählt auch das Lungenkraut, das in unsern Wäldern und Triften häufig zu treffen ist, aber in den Gärten trotzdem wenig oder garnicht Eingang gefunden hat.

Das Lungenkraut ist eine niedere, zu der Familie der Vorreischgewächsen gehörende Staude mit grundständigen Blättern, deren Form am Grunde herzförmig oder abgerundet ist und sich plötzlich in den Stiel verschmälert. Der Blütenstand ist steifhaarig und kurzbrüsig. Die Blütenkrone ist trichterförmig, rot, violett oder blau. Insbesondere ist es die Farbe der Blüte, die der Staude ihren Wert verleiht. Die Pulmonarien sind besonders im Süden und Westen Deutschlands sehr verbreitet. Man findet sie in halbschattigen Wäldern, in Gebüsch, an Waldrändern, an Wiesenrändern. Sie sind anspruchslos an den Boden, lieben aber eine gewisse Feuchtigkeit. Sie eignen sich zur Bepflanzung halbschattiger Plätze im Garten, wo sie gut gedeihen und uns, je nach der Sorte und Lage, von März bis Mai durch den reichen Blütenfleur erfreuen.

In unseren Wäldern trifft man häufig Pulmonaria officinalis. Die Blumenkrone ist anfangs rot, dann violett, die Blätter sind etwas weißlich gefleckt. Pulmonaria saccharata zeigt lebhaftere Färbung der Blätter, die auf dunkelgrünem Grunde silberweiß getupft sind. Die Blüte dieser Sorte ist dunkelblau. Pulmonaria rubra, mit ihren weinroten Blüten ist selten anzutreffen. Die wirkungsvollste und schönste Sorte aber ist zweifellos Pulmonaria azurea, deren leuchtend erzianblaue Blüten das Entzücken jeden Gartenfreundes bilden werden. H.

### Vom zweckmäßigen Gießen im Garten.

Eigentlich sorgt ja die Natur allein für Bewässerung der pflanzlichen Lebewesen, trotzdem ist sie nicht immer genügend, zumal in den heißen Sommermonaten, in denen oft kein Tröpfchen Regen fällt. So muß eben der Gartenbesitzer selbst durch Gießen seinen Pflanzen und Blumen das erquickende Noß zuführen. Damit genügt er aber seiner Pflicht bei weitem nicht, wenn er regelmäßig zur Gießkanne greift; hängt doch das Wasserbedürfnis der Pflanzenwelt ganz und gar von der Temperatur ab. So verträgt sie an besonders

heißen Tagen sogar zweimaliges Verabreichen von Wasser, doch darf dies nicht während der Mittagsglut geschehen, sondern in den frühen Morgen- und späten Abendstunden, wenn man ein „Versengen“ der Blumen vermeiden will. Auch gehören sonst die Sonnenstrahlen sämtliche Feuchtigkeit an der Erdoberfläche auf und die ganze Arbeit des Gießens ist umsonst gewesen. Dacum lasse man sich auch durch das weisse und schlaffe Aussehen der Pflanzen nicht beeinflussen, denn sie erholen sich meist nach dem Abendguss während der Nacht völlig wieder. Im Frühjahr genügt ein einmaliges Gießen in den frühen Morgenstunden, da die Monate des ersten Vierteljahres noch ziemlich viel Feuchtigkeit in Form sich öfter wiederholender Regengüsse mit sich bringen. Beim Gießen muß man jedoch individuell verfahren, denn alle Pflanzen benötigen während ihrer Blütezeit doppelt so viel Wasser als nach und vor ihr. Alle Arten Obstbäume sind besonders dankbar, wenn man das Erdreich in einem Kreise von 15 bis 20 Zentimeter Durchmesser mit dem Spaten auflockert und ihnen eimerweise das Wasser verabreicht. Gemüse, wie Spinat, Blumenkohl, Rosenkohl, Kohlrabi usw., brauchen ständige Feuchtigkeit, namentlich Letztliche, Radisheschen und Kohlrabi erhalten infolge Mangels genügender Nässe leicht einen saftigen Geschmack. Aber auch Salate, wie Kopfsalat, Forellen- und Endivien Salat, beginnen bei unzureichender Bewässerung rasch „ins Kraut zu schießen“. Noch zuletzt soll auf die Beschaffenheit des Gießwassers hingewiesen werden. So ist allen Pflanzen das Regenwasser am zuträglichsten, weshalb man zu diesem Zweck ein großes Faß oder anderes Gefäß unter das Abflusrohr des Daches stellt und das Wasser auffängt. Auch Flußwasser kann sehr gut verwandt werden; weniger zuträglich ist jedoch hartes Quell- oder Brunnenwasser. Ist jedoch kein anderes vorhanden, so daß man nur auf beides angewiesen ist, so kann man ihm durch tagelanges Absetzen an der Luft oder durch Vermischen von etwas Guano, ungelöschten Kalk oder Jauche die nötige Weichheit und Milde verleihen.

\* \* \*

Am Fenster, Balkons, Loggien und Erker, vor allem aber auch kleine Höfe und kleine Gärten, unaussprechliche Schuppen- und Laubenwände anmutig mit dichtem rankenden Grün zu bekleiden und sich zugleich an einem reichen Blütenfleur zu erfreuen, pflanze man mehrere Exemplare der rankenden Cobaea. Angetrieben als Samen oder Anfang Mai auch als zarte Pflänzchen beim Handelsgärtner käuflich, bringt man sie Ende Mai, wenn keine Nachfröste mehr zu befürchten sind, ins Freie und sorgt bald für ein Gitter oder dichtgepannte Schnüre, um den üppig rankenden Trieben den erwünschten Halt zu geben. Im Hochsommer erscheinen dann in dichter Fülle die anfänglich mattgrünen, sich später hellblau oder weißgelblich färbenden Blütenglocken, die sich bis Eintritt des Frostes ständig erneuern.

~~~~~

### Bücherschau.

„Wie ziehen wir am besten Gemüse?“ Von Prof. Dr. Udo Dammmer, Rustos am Königl. Botanischen Garten zu Berlin-Dahlem. Das preiswerte Werkchen ist die erweiterte Fassung einer sehr verbreiteten Flugchrift des Deutschen Pflanz-Klubs, Erfassung der Praxis und die Förderung der Wissenschaft vereinen sich in derselben, um dem Laien zu zeigen, wie man sein Grundstück oder Garten am praktischsten mit Gemüse bebaut. S.

„Der Kleingarten, seine Anlage, Einteilung und Bewirtschaftung.“ Von Max Hessdorffer. Von dieser zeitgemäßen Schrift des bekannten Herausgebers der Gartenwelt, welche bereits im vergangenen Jahre an dieser Stelle gewürdigt worden ist, erscheint soeben das 13. bis 17. Tausend in neuer Auflage. S.

„Frühbeetreiberei der Gemüse.“ Von Joh. Döttnier, Königl. Oeconomierat. Fünfte verbesserte Auflage. Verlag von Frowisch u. Sohn, Frankfurt a. O. Die Angst vor Frühgemüse unter Glas wird wohl im wesentlichen Sache des Berufsgegners bleiben. Es hat aber zweifellos auch für den Laien großen Reiz, da wo die Verhältnisse es gestatten, die Frühbeekultur aufzunehmen, um beliebte Gemüse, wie Salat, Radisheschen, Gurken, Karotten usw. 2 bis 6 Wochen früher als zur üblichen Zeit auf den Tisch des Hauses zu bringen. Hierzu gibt die Schrift Döttniers eingehende, leicht faßliche Anweisungen, die durch zahlreiche Abbildungen ergänzt werden. Beim Studium des Büchleins wird man finden, daß die Kultur vieler Frühgemüse verhältnismäßig leicht ist und sich schon durch einfache Maßnahmen schöne Erfolge und Gewinne erzielen lassen. S.

Der Nachdruck der mit einem \* versehenen Original-Artikel ist nicht gestattet.